

Herzlichen Glückwunsch zum
125. Gründungsfest des
Männergesangsvereins
„Sängerlust“ von 1880 Nienhagen



Heinrich-Sohnrey-Gesellschaft e.V.

Heinrich-Sohnrey-Gesellschaft e. V.

Heinrich-Sohnrey-Archiv und Gedächtnisstätte im Jühnder Schlossturm Jühnder Theatergruppe

Liebe Nienhägerinnen,
liebe Nienhäger,

wir, die Heinrich-Sohnrey-Gesellschaft e.V., gratulieren dem Männergesangverein zu seinem 125. Gründungsfest. Wir überbringen die herzlichsten Grüße unserer Mitglieder, die gerne noch an den aufregenden Tag 1998 in Nienhagen zurückdenken, an dem wir zu unserer Jahrestagung Sohnreys ersten Ort –Nienhagen– besuchten.

Hier wurden wir herzlich von der Dorfgemeinschaft aufgenommen und haben uns auf Sohnreys Wegen wohlgefühlt. Mit unserem kleinen Anteil am heutigen Fest möchten wir ein wenig von damals zurückgeben und hoffen auf eine weitere Festigung unserer Verbindungen.

Ich glaube, wir übertreiben nicht, wenn wir Nienhagen an der Weper als einen der wichtigsten Orte in Heinrich Sohnreys Lebenslauf bezeichnen. Hier in Nienhagen fand Heinrich Sohnrey seine erste Lehrerstelle und diese entsprach ganz seinen Vorstellungen. Es gab keinen Lehrer, keinen Pastor, keinen Küster usw.. Sohnrey konnte seinen ersten Ort nach seinen Vorstellungen formen. Hier hatte er die Zeit, seinen Nienhägern zuzuhören, aufzuschreiben, seinen Weg zu suchen und seine Weichen für das Leben zu stellen. Er predigte sonntags und lehrte werktags. Hier brachte ihm in seiner ersten Neujahrsnacht 1879/80 die Dorfjugend ein Ständchen und aus den

guten, kräftigen Stimmen wurde bei einer Kanne Brantwein der Männergesangverein Nienhagen gegründet. In Nienhagen war es auch, wo Heinrich Sohnrey wegweisend für die Region 1880 die erste Volksbibliothek gründete. Hier verbrannte Heinrich Sohnrey auch sein allererstes Buch, dessen Restexemplare er mit einem Kredit aufgekauft hatte, damit es niemand mehr kaufen konnte, da er schon kurz nach dem Erscheinen nicht mehr zufrieden mit seinem eigenen Werk war. Diese Unzufriedenheit

Heinrich-Sohnrey- Gesellschaft e.V.



Homepage

www.heinrich-sohnrey.de

eMail-Adresse

info@heinrich-sohnrey.de

Geschäftsführerin

Sigrid Sackmann

Hermann-Kawe-Straße 8,

37127 Jühnde, Tel.: 05502 2422

1. Vorsitzender und Archivar

Hubertus Menke

Dorfstr. 13,

37127 Jühnde, Tel.: 05502 2798

Bankverbindung

Volksbank Dransfeld

(BLZ) 26062433) Kto-Nr.: 404640

Gestaltung und Layout Festschrift

Nicolas Böttger

und der ständige Drang, seine Werke zu verbessern und umzuschreiben, blieben ihm sein Leben lang erhalten. Und hier war es, wo Heinrich Sohnrey 1886 seinen ersten Roman „Hütte und Schloß“ vollendete. Zwischen den Zeilen war schon sein Programm der ländlichen Wohlfahrts-pflege zu erkennen. Hier war es auch der Mensch Sohnrey, der Luise Schoppe, eine frühere Schülerin, heiratete.

Sein Wirken ist noch heute zu spüren

Auch wenn dies alles vor über 100 Jahren war, so ist Heinrich Sohnreys Wirken doch bis heute zu spüren und zu erleben. Sie sehen es hier in Nienhagen nicht nur an Ihrem aktiven Gesangverein, Sie sehen es auch an Kleinigkeiten wie dem „Sohnreykrug“ oder dem Schild „Volksbibliothek“.

In Jühnde sehen wir z. Zt., wie ein von Heinrich Sohnrey gestützter und so von der Landbevölkerung gutgeheißener



Heinrich Sohnrey -
Schriftsteller, Volkskundler und Sozialreformer.

Gedanke auch mit einem Bioenergiedorf im Jahre 2005 verbunden werden kann.

Die Bioenergiedorf Jühnde eG entspricht genau dem Gedanken Heinrich Sohnreys, dass eine Genossenschaft die Kräfte und den Gemeinschaftssinn in einem Ort bündelt und weiter nach vorne bringt.

Wir, die Heinrich-Sohnrey-Gesellschaft e. V., werden auch weiterhin versuchen, das Wirken und die Werke Heinrich Sohnreys für nachfolgende Generationen wach und greifbar zu halten.

Sie können uns gern durch Sach- und Geldspenden unterstützen oder auch durch eine dauerhafte Mitgliedschaft. Ich persönlich würde mich sehr freuen, wenn wir uns alle immer zu so freudigen Ereignissen treffen könnten und lade Sie gerne zu einem Besuch in Jühnde oder anderen Wirkungsstätten Heinrich Sohnreys ein.

Jedes Jahr am ersten Novemberwochenende führt unsere Jühnder Theatergruppe in der Friedrich-Spielmann-Halle ein Theaterstück an drei Tagen auf. Und wir bereiten uns schon jetzt auf den 150. Geburtstag Heinrich Sohnreys im Jahre 2009 vor. Sie sehen, es gibt noch viel zu tun, lassen Sie es uns in Heinrich Sohnreys Sinn gemeinsam mit unseren Dörfern anpacken.

Herzliche Grüße
Ihr

Hubertus Menke
1. Vorsitzender
Heinrich-Sohnrey-Gesellschaft e.V.

Meine literarische Wiege am Hundemarkt

Ja, daß ich's gleich sage: Am Hundemarkt stand sie, die Wiege meines Schriftstellertums, am Hundemarkt im Zuge der Braunschweiger Straße in Hannover. Der alte, Geschichte erzählende Name ist jetzt – weil nicht mehr fein genug – leider ganz verschwunden. Ich kam 1876 als Siebzehnjähriger von der damals recht angesehenen Präparandenanstalt des Fleckens Ahlden auf das Seminar in Hannover, dessen altes mürrisches Gebäude am Hundemarkt lag. Drei Jahre besuchte ich die Anstalt, drei lange Jahre, die längsten meines Lebens, von den dreieinhalb Präparandenjahren abgesehen. Das erste Jahr im Internat, die anderen beiden im Externat, die deshalb weniger lang waren. Wie manchmal hatte ich von meinem 14. Jahre an gelegentlich der Hin- und Herreisen in den Ferien mit meinem Bündel unterm Arm am Ernst-August-Denkmal gestanden, den alten König und das rauschende Leben um ihn her bewundert. Nun war ich ganz da und konnte alle Tage zu ihm gehen, wenn ich wollte. Hannover! Mit den Augen des Dorfjungen gesehen: O wundergroße und wunderschöne Stadt! Mit ihrem reichen, bunten Leben nahm sie mich ganz gefangen, und ich stürzte mich in den „Strudel, Strudel 'nein“. Aber mein Etat war sehr, sehr knapp, und das Höchste, was ich mir in der karg bemessenen freien Zeit leisten konnte, war die Galerie des Hoftheaters, wo ich für 30 Pfennig manches Drama und auch manche Oper in drangvoller Enge „abgestanden“ habe. v. Bülow sah ich noch dirigieren. Anton Schott, den er nicht recht leiden konnte, glänzte als „Lohengrin“, Grunert und Holthaus zählten damals

zu den gefeiertsten Mimen in Hannover, und wenn sie dramatisch über die Georgstraße schritten, sah ich ihnen mit stockendem Atem nach. Die Rollen des feurigen Liebhabers Grunert konnte ich fast auswendig, und noch heute deklamiere ich manchmal in seinem leidenschaftlichen Tonfall: „Luise, schreibst du diesen Brief?“ Viel weniger anziehend für mein Fühlen, Wünschen und Wollen erwies sich das Gebäude am Hundemarkt, trotzdem ich dort gelegentlich der Kaiser-Geburtstagsfeier den ersten Pudding meines Lebens gekostet habe. Frostig, hölzern, engherzig erscheint mir heute noch der Geist, der darin waltete. Der Direktor Müller, ein mystischer alter Hagestolz, von dem merkwürdige Sagen gingen, war als Schulrat nach Aurich versetzt worden, und nach einer reichlich langen Zwischenregierung unter einem sehr despotischen Theologen, erhielten wir in Herrn Mahraun (vor einigen Jahren in Hamburg als Schulrat verstorben) einen neuen Direktor. In seiner Art ausgezeichnet und eine vollsaftige Natur, wusste er die unzulänglichen pädagogischen Gleise leider auch nicht zu verbessern. Mahraun war Landtagsabgeordneter und oft so lange von Hannover abwesend, dass die Zwischenregierung unter dem Herrn Oberlehrer immer wieder erneuert werden musste. Herr X. – ich will seinen Namen lieber nicht nennen – war eine grässliche Schwatztute und füllte seine nie vorbereiteten Vorträge mit unzähligen „Alsos“, während wir die Stunde damit zubrachten, diese und andere, sich ständig wiederholende Redeb Blüten zu zählen. Im übrigen legte er das größte Gewicht auf die Beto-

nung der Endsilben und paukte solange auf ihnen herum, bis meistens die Stunde um war. Ich aber hatte kein sonderliches Talent für die Endsilben, glaubte auch nicht in einer Kleinkinderschule zu sein und erweckte schon deshalb immer wieder den Zorn des Gewaltigen. Er war ein hämischer Hassler des Standes, den er bilden sollte, und mir auch sonst wenig gewogen. „Sie sollen sich noch krümmen wie ein Wurm im Staube!“ schrie er mich einmal an. Bei aller mir angeborenen dörflichen Bescheidenheit und Schüchternheit krümmte ich mich jedoch nicht und fand deshalb auch keine Gnade vor seinen Augen.

Die anderen Herren Seminarlehrer, die Nichtakademiker, waren durchweg sehr, sehr viel tüchtiger, aber leider ebenso wenig zugänglich wie jener. Nicht einer, der sich einmal liebevoll zu meiner Kleinheit und Verslossenheit herabgeneigt hätte. Ich fühlte mich unverstanden und ungefordert, ging geistig meine eigenen Wege und führte je länger je mehr ein geistiges Sonderleben.

Ein Vorfall kam dazu, der mich unheilbar verletzte. Herr X., zeitweise mit dem deutschen Aufsatz belastet, hatte uns im ersten Seminarjahr bei Beginn der Sommerferien als Aufsatzthema eine Schilderung aus der Dorfheimat gegeben. Ein an sich recht gescheiter Gedanke, der mich sofort packte und in den Ferien anhaltend beschäftigte.

Ich besuchte mit meiner Mutter unsere Kreisstadt Münden, und wer eine Ahnung von der Schönheit dieser alten Residenz hat, die Goethe das „deutsche Tempe“ nannte und Alexander von Humboldt als „eine der sieben schönsten gelegenen Städte der Welt“ bezeichnete, der wird auch verstehen, wie begeistert ich von dem Gange zurückkam und mich an den Schreibtisch setzte. Ich beschrieb die Wanderung nach Münden, schilderte die Stadt und

lieferte nach Abschluß der Ferien einen Aufsatz von nicht weniger als 80 Seiten ab. Gespannt nun, wie die Zensurnummer ausfallen würde, musste ich dann folgendes erleben: Der Oberlehrer machte bei Rückgabe der Aufsätze ein hässlich wohlwollendes Gesicht und zollte meinem Aufsatz ein großes, natürlich ironisches Lob, las auch die überschwänglichsten Stellen mit ordentlichem Pathos vor und überlieferte mich damit dem Gaudium meiner Klasse. Meine Freunde aber sagten: „Das hast du davon, dass du den Aufsatz so lang gemacht hast. Du hättest doch wissen sollen, dass Herr X. nicht gern was tut und 8 Seiten unbedingt wohlwollender anerkannt hätte als 80.“

Damit war für mich der Seminaufsatz überhaupt erledigt, und ich machte von nun an alle Aufsätze, deren Thema mich ohnehin nicht reizten, in der letzten halben Stunde vor der Ablieferung, brachte es daher selten über die Zensur 3.

Inzwischen übte ich aber meine Feder heimlich auf ganz andere Weise: Ich ging unter die Schriftsteller. Seminaristen und ältere Hannoveraner, die vom Lande stammten, forschte ich nach alten Sagen aus und schickte die Niederschriften an Dr. Hermann Weichelt, der damals im Verlage von Dietrich Soltau in Norden die „Hannoverschen Geschichten und Sagen“ in Hefen herausgab. Er schrieb mir recht ermunternd über eine Sendung und veröffentlichte den größten Teil unverändert in den genannten Hefen.

Unser Despot hatte nun in demselben Hefte, in dem auch meine erste Sage erschienen war, einen geschichtlichen Aufsatz über sein Heimatstädtchen angebracht und konnte sich nicht enthalten, mit dem Heft in der Hand die Klasse auf seine schriftstellerische Leistung angelegentlich hinzuweisen. 30 Seminaristen (von denen noch etliche in Hannover leben) riefen da

wie aus einem Munde: „Ah, von Sohnrey steht in dem Heft auch ein Aufsatz!“ Der Knalleffekt war entsprechend. Herr X. bekam einen dicken, blutroten Kopf und rettete sich hinter Spott und Hohn, die ihm seither, immer wieder aus den Augen spritzten, wenn wir uns in die Arme liefen.

Kleine Ursachen, große Wirkungen. Der Oberlehrer als Typ ist mir seither immer ein stiller Greuel geblieben, ich selbst als Lehrer aber mir auch. –

Wochenlang lebte ich dann ganz in Scheffels „Ekkehard“ und war in dieser Zeit noch mehr als bisher nur rein körperlich auf dem Seminar, während mein Geist auf dem Hohentwiel weilte. So teilnahmslos ich im Unterricht erscheinen mochte, umso heftiger wälzte ich die verschiedensten schriftstellerischen und dichterischen Pläne und Gedanken in meinem Kopfe.

„Mutter, ich muß eine Geschichte schreiben!“ Mit diesem Rufe war ich, um mein 18. Jahr herum in der Wohnung meiner Mutter, die meinetwegen nach Hannover gezogen war, eines Nachts aus dem Bett gesprungen und hatte Stunde um Stunde mit fliegender Feder bis an den hellen Morgen geschrieben. Eine vollständige Dorfgeschichte war entstanden mit dem Titel: „Eine schmerzliche Erinnerung“. Sie behandelte den Tod eines Kürassiers, der einst zu Jühnde im Quartier gelegen und sich dort unglücklich in eine schöne Gutsbeamtentochter verliebt hatte. Die Sonne schien mir schon eine Weile ins Fenster, als meine Mutter den Kaffee brachte und mich besorgt mahnte, den Unterricht nicht zu versäumen.

Ich konnte nur noch rechtzeitig ins Seminar kommen, wenn ich den beträchtlichen Weg von der Semmerstraße zum Hundemarkte im Laufschrift zurücklegte. Ob unter solchen Umständen der Unterricht an diesem Morgen erfolgreicher gewesen ist als sonst, vermag ich heute

nicht mehr zu sagen, möchte es aber gelinde bezweifeln.

Die Geschichte, die ich am gleichen Tag noch an das „Hannoversche Tageblatt“ schickte, muß übrigens gar nicht so schlecht ausgefallen sein, denn einige Tage später las ich im Briefkasten des in allen Häusern gelesenen Blattes: „H. S. Eine schmerzliche Erinnerung findet gelegentlich Aufnahme.“ Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden, nämlich der Briefkastenantwort, und schwelgte geradezu in ihrem Anblick.

Aber mein Ungestüm war zu groß, das Wort „gelegentlich“ legte ich mir so aus, als müsse die Geschichte unbedingt in den nächsten Tagen erscheinen. Nachdem ich dann Tag für Tag die Spalten der damaligen Unterhaltungsbeilage fieberhaft durchforscht hatte, ohne auf den Abdruck meiner Erzählung zu stoßen, begann ich die Schriftleitung mit hitzigen Briefen zu bombardieren. Und als das nichts half, ging ich eines Tages an dem Tageblatthause in der Osterstraße nicht vorbei, sondern direkt hinein und rückte dem Unterhaltungsredakteur auf die Bude. Er sah recht ruppich aus und machte, wie mich dünkte, ein nicht wenig überraschtes Gesicht, als er meine Jungenhaftigkeit sah, griff in den Manuskriptenschrank, händigte mir meine Geschichte wieder aus und sagte mit einem spöttischen Unterton: „Sie sind ja noch sehr jung, wie ich sehe, und hätten wohl noch gute Zeit zu warten; da Sie aber nicht warten können, gebe ich Ihnen Ihre Erzählung zurück.“

So stand ich draußen, die Handschrift zusammengedrückt in meiner Hand. Einen Augenblick war ich geknickt, einen Augenblick beklagte ich mein Ungestüm, aber eben nur einen Augenblick. Dann war ich schon wieder oben auf. Denn die Tatsache, dass die Geschichte angenommen war, die Briefkastennotiz lag ja

gedruckt vor und bewies doch aller Welt, dass sie nicht schlecht sein konnte. Und dann plötzlich packte mich der Gedanke, der heillose Gedanke, gleich ein ganzes Buch zu schreiben und herauszugeben. Mit meinen knapp 18 Jahren! Daß es tausendmal besser gewesen wäre, statt dessen mich mit allen Kräften meinen Schulaufsätzen zu widmen, deren Themen allerdings selten in mir zu zünden vermochten, gebe ich dem geneigten wie dem ungeneigten Leser ohne weiteres zu. Aber der Pegasus stand nun mal da, stampfte ungeduldig, wieherte und wollte geritten sein. Ich schwang mich also immer wieder hinauf, er galoppierte mit mir davon, und wenn wir heimkamen, schüttete ich wieder neue Erzählungen oder Gedichte auf den Tisch. Denn natürlich „machte“ ich auch Gedichte. In Kleinpauls „Poetik“ völlig bewandert, schüttelte ich sie in allen, selbst den schwierigsten Versarten nur so aus dem Ärmel. Die Geschichten vereinigte ich schließlich mit Gedichten und schuf so einen ganzen Band. Ein heimlicher Dichterbund, den ich zusammen mit ein paar Freunden, die auch dichterische Neigungen verspürten, gegründet hatte, bestärkte mich in meinem Tun, und so wanderte ich zwischen meinem 18. und 19. Lebensjahre mit den Erzählungen und Gedichten von einer Buchhandlung Hannovers zur anderen, um für mein Buch einen Verleger zu finden. Die betreffenden sahen den schmalen jungen Mann, dem man das „Vater-unser“ durch die Backen blasen konnte, mehr oder weniger freundlich an und lehnten natürlich ab, ohne meine Schöpfungen überhaupt gelesen zu haben. Schönwissenschaftliche Verleger gab es damals meines Wissens in Hannover noch nicht; so sind es wohl nur Sortimentsbuchhandlungen gewesen, an die ich mich wandte.

Leider fand ich aber doch eine Verlagsdruckerei, die geneigt war, das junge Werk zu drucken und zu verlegen, wenn ich einen entsprechenden Kostenbeitrag zu leisten vermöchte. Doch woher sollte ich das Geld nehmen, das sich immerhin auf einige hundert Mark belief? Ich klagte einer Freundin meiner Mutter, die in Hannover-Linden wohnte, meinen Kummer, und sie war davon so gerührt, daß sie mir die runde Summe von 300 Mark ohne weiteres lieh. So ging es Hals über Kopf an den Druck des Buches. Mit Schmerzen denke ich noch an die Wonnen, die ich damals durchlebte. Wenn ich, die Korrekturbogen unterm Arm, die Georgstraße (dem Kurfürstendamm Hannovers) dahinschritt, um zu der Druckerei in der Altstadt zu gelangen, war meine Einbildung so stark, daß ich meinte, jeder müsse es mir ansehen, daß ich die Korrekturbogen zu meinem ersten Werk unterm Arm trüge.

Übrigens hatte ich auch von Anfang meiner schriftstellerischen Tätigkeit an das Bestreben, das Druckpapier möglichst vollständig auszunutzen. Ein Buch muß nach meinem natürlichen Gefühl kompakt aussehen und die Leser nicht mit so vielen leeren Seiten und Stellen betrogen. Als mir der Druckerlehrling nun einen Korrekturbogen brachte, dessen eine Seite fast halb leer war, ließ ich ihn einen Augenblick warten, stellte mich ans Fenster und sah nach den fliegenden schwarzen Wolken hinauf. Ein Viertelstündchen später war ein zweistrophiges Gedicht fertig, das sich an die fliegenden Wolken hängte und zu dem Furchtbarsten gehörte, was das Buch überhaupt gebracht hat. Aber der Hauptzweck war erreicht: Die leere Seite gut ausgefüllt. Nun litt ich auch schon damals an einer Eigenschaft, die mich bis in meine alten Tage geplagt hat: Wenn ich das neu geschaffene in schönem Druck vor mir sah, packte mich allemal ein geradezu saumäßig

Verlangen, das Gedruckte wieder zu vernichten oder doch so zu verbessern, dass von dem ursprünglichen Satze nicht viel übrig blieb. Der Drucker und Verleger aber, der sich nach dem ausbedungenen bestimmten Kostenbeitrag richtete, war darüber natürlich sehr aufgebracht, und eine zweite Korrektur, also die Revision der ersten, erhielt ich nicht mehr. Er fürchtete wohl nicht ohne Grund, dass ich sie ebenfalls übel zurichten würde. Nachdem ich deshalb wiederholt vergeblich in die Druckerei geeilt war, wurde mir wie ein Blitz aus heiterem Himmel plötzlich das fertige Buch gereicht.

Daß ich mich durch meine heimlichen schriftstellerischen Versuche immerhin stilistisch sehr gefördert haben musste, scheint mir folgende Tatsache zu beweisen: Für das Abgangsexamen war als Aufsatzthema die epische Dichtung gegeben, und da strengte ich mich denn einmal wieder ordentlich an und schrieb so recht aus dem Vollen. Mit dem Erfolg, dass der Direktor mich zu sich rufen ließ und mit sehr verschlossenem Gesichte zu mir sagte: Die Lehrer ständen vor einem Rätsel, denn mein Aufsatz wäre so auffallend gut, dass ich ihn unmöglich selber geschrieben haben könnte. Irgendwo abgeschrieben hätte ich ihn aber wohl auch nicht. Also woher und wieso? Ich wusste darauf nichts zu sagen, und die Zensurnummer ging spurlos an meinem Abgangszeugnis vorüber.

Und dann platzte die Bombe, als nach eben bestandenem Examen in allen Buchhandlungen in der Sphäre des Hundemarktes mein Büchlein erschien, dessen Titel ich wohlweislich verschweige. Auf den Effekt gespannte Seminaristen hatten meinen Freund, den Herrn Oberlehrer, auf das unerhörte literarische Ereignis aufmerksam gemacht, und er war einer der ersten, der ein Exemplar erstand. Natürlich hat er es in Grund und Boden kritisiert, sogar in

einem hannoverschen Blatte. Die einzige Handlung gegen mich, die ich ihm nicht nachgetragen habe. Meine literarische Schuld hatte einen gerechten Richter gefunden.

*Entnommen dem Buche:
„Zwischen Dorn und Korn“
Lebenserinnerungen von
Heinrich Sohnrey
1934 Deutsche Landbuchhandlung
Berlin SW 11*

Der Scheiterhaufen

Ich war schon gut ein Jahr oder länger in Amt und Würden, als mein vorhin geschildertes Buch anfang, mich schwer zu bedrücken und zu quälen. Nicht die boshafte Kritik, die in einem hannoverschen Blatte erschienen war und die, wie man sagte, von dem unbeschreiblichen Seminaroberlehrer herrühren sollte, machte das, sondern die schnell wachsende Selbstkritik sowie der Brief eines älteren Freundes (späteren Rektors in Berlin). Dieser schrieb, das Buch enthielte ganz gewiß verheißungsvolle Ansätze; er glaube sogar, er hätte einige Goldkörner darin schimmern sehen. Dennoch müsse er sagen, ich hätte besser getan, mich an den weisen Rat des römischen Dichters zu halten: Man solle sein Manuskript erst 9 Jahre liegen lassen, ehe man es der Öffentlichkeit übergäbe. Ja, hätte ich diesen Rat nur schon früher gekannt! Dann wäre das Büchlein ganz gewiß nie erschienen, denn nach 9 Jahren hätte ich keinen Stein auf dem anderen gelassen.

Was aber mein kritisches Gefühl gegen mein eigenes Werk erst so richtig aufrührte, das muß auf eine ganz besondere Ursache zurückgeführt werden. Ich hatte in meiner Lehrerezeitung ein Lebensbild des thüringisch-fränkischen Dorflehrers und Dorfgeschichtenerzählers Heinrich Schaumberger*) gelesen, das bei mir wie ein Blitz einschlug. Geboren am 15. Dezember 1843 in Neustadt bei Coburg, war Schaumberger bereits am 16. März 1874 in Davos gestorben, wo er vergeblich Heilung von seinem Brustleiden suchte. Er hatte bis dahin schon eine ansehnliche Anzahl Dorfgeschichten geschrieben – „Zu spät“, „Im Hirtenhaus“, „Vater und Sohn“, „Bergheimer Musikantengeschichten“ –, die in den damals maßgebenden literarischen

Kreisen ungewöhnliches Aufsehen erregten und einmütige begeisterte Anerkennung fanden. Auf dem Sterbebette vollendete er noch ein dreibändiges Werk „Fritz Reinhard“, dessen starke Tendenzen er wohl noch erheblich gemildert und geglättet hätte, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Die bittere Tragik des jungen Lehrers und Erzählers erschütterte mich ebenso wie der ideale prachtvolle Schwung seiner Erzählungen mich begeisterte. Das war, so fühlte ich, mein eigen Fleisch und Blut, das war der Heimatboden, auf dem ich selber stand, und der Heimatgeist, der mich selber beseelte. Hier sah ich das für meine damalige Empfindung und meinen Schaffensdrang schon herrlich geformt, was in mir lebte und drängte und unklar nach Gestaltung rang. So hoch stand Heinrich Schaumberger mit seinen Dorfgeschichten vor mir, dass ich nun von meinem Erstlingsbüchlein nichts mehr wissen mochte.

Und so hatte ich manche schlaflose Nacht, bis ich mich eines frühen Morgens lange vor Beginn der Schule hinsetzte und die Feder wieder mal in fliegender Eile über das Papier sausen ließ. Einen verzweifelten Brief an den Verleger in Hannover schrieb ich und beschwor ihn vom Himmel bis zur Erde, das Buch aus dem Buchhandel zurückzuziehen und jedenfalls kein Exemplar weiter zu verkaufen. Ich wollte dafür ein neues Buch schreiben, das ein ganz anderes Gesicht, das Hörner und Zähne haben sollte. Der Verleger, den das neue Buch offenbar gar nicht reizte, antwortete ziemlich kurz, es wären noch gegen 600 Exemplare da, die er nicht einfach einstampfen könne. Falls ich aber in der Lage wäre, ihm noch wenigstens 300 Mark seiner

Selbstkosten zu erstatten, so erkläre er sich bereit, mir dafür den ganzen Auflagerest zu überlassen. Himmel und Hölle! Dreihundert Mark! Ein Drittel meines Jahresgehaltes, das eben gerade auf 900 Mark erhöht worden war. Dazu mehrere hundert Mark Ausbildungsschulden und sonstige Verpflichtungen. Woher sollte ich dreihundert Mark nehmen? So war meine Nachtruhe noch verzweifelter als vorher. O, Knüttel aus dem Sack! Der Gedanke an die 600 Exemplare meines Erstlingswerkes, die meine Ruhmesleiter bedrohten, wuchs sich zur Lawine aus, riß mein ganzes Tun und Denken unter sich. Nach einigen schwer vergrübelten Tagen und Nächten erschienen mir die 300 Mark dann doch schon als das viel geringere Übel, und da ich mit meinen Gedanken nicht mehr davon loskam, selbst mitten im Unterricht von ihnen jählings befallen wurde, so machte ich mich kurz entschlossen auf den Weg, um einen gutmütigen Menschen zu finden, der mir die hundert Taler auf mein ehrliches Gesicht vorstrecken würde. Aber meine Sorge war mein Geheimnis, das nicht rufbar werden durfte. Ich sah mich deshalb nach einer Persönlichkeit um, die als gut und verschwiegen galt. Und so kam ich denn zu dem alten Juden Löb in Moringen, der im Rufe eines Millionärs stand und als Jungeselle, wie ich meinte, schon eher etwas wagen konnte. Ihm also trug ich meine Not und mein Anliegen vor, er hörte mich auch langmütig und geduldig an, um zuletzt mit lebhaftem Bedauern die Achseln zu zucken. Es täte ihm recht leid, so viel Geld habe er nicht liegen.

Sehr geknickt ging ich von ihm fort, ging hin und her und wagte es schließlich, zur Stadtparkasse zu gehen. Der damalige Stadtkämmerer, ein kluger und trefflicher Mann, bekannt und berühmt wegen seiner großartigen und unerschöpflichen Beredsamkeit, hielt mir einen etwa einstündigen

Vortrag, in dem er die ganze zeitliche Weltgeschichte aufrollte. Endlich zu meinem Anliegen zurückkommend, erklärte er in sehr entgegenkommender Weise, dass mir das Geld zur Verfügung stände, wenn ich einen zuverlässigen Bürgen stellen könne.

Ja, den Deuwel auch, woher sollte ich nun wieder den Bürgen nehmen? Auf dem Rückwege nach meinem Weperdorfe trug ich meine Sorge zu dem 80 Jahre alten trefflichen Kantor Pramann, um seinen Rat zu hören. „Kollege, Kollege“, sagte der 80jährige zu dem 21jährigen, „ich bin ja kein Millionär, aber so weit kennt mich der Stadtkämmerer doch, dass ich ihm für die Bürgschaft gut bin. Ich glaube, Kollege, Sie werden noch mal was Großes leisten“ – ja wahrhaftig, so sagte der Treffliche – „und so will ich die Bürgschaft wohl übernehmen.“

Alle Vögel hörte ich wieder singen, ob es auch schon stark herbstete, alle Blumen sah ich blühen, ob auch die Gärten schon leer waren, als ich dann mit dem Bürgschaftsschein in der Tasche abermals zur Stadtparkasse schritt. Ich bekam die 300 Mark, bekam noch eine große Rede frank und frei dazu und sandte das Geld unverzüglich an die Stätte meiner dichterischen Schuld in Hannover. Sehr bald kam die Bestätigung mit der Nachricht, die Bücherkisten seinen unterwegs. Gott sei Dank, nun konnte ich wieder frei aufatmen!

Nach etwa 14 Tagen trafen dann auch die Kisten auf dem Bahnhof in Moringen ein, und ich musste einen Wagen hinschicken, um die gewichtigen Erstlinge meiner voreiligen Muse in das entlegene Bergdorf und in das noch entlegenere Schulhaus zu schaffen.

Das ganze Dorf verwunderte sich über die großen Kisten, und man dachte wunder was darin wäre; aber ich hütete ihr Geheimnis so, dass kein Einwohner meines Dorfes

ihren Inhalt erfuhr. Im Dachgeschoß des Schulhauses war eine Kammer, die sich leicht räumen ließ, und dorthin wurden die Kisten gebracht, und dort haben sie fünf Jahre ungeöffnet und ungestört hinter streng verschlossener Tür gelagert.

Ich hätte gern gesehen, die Mäuse hätten die Bücher in dieser Zeit aufgefressen; aber als ich nach sechs Jahren meine Stelle aufgab, und das Schulhaus räumte, waren alle Kisten noch völlig unversehrt.

Was nun? Zu derselbigen Zeit wurde die Feldmark, herrlich reich an Hecken und Hörsten, verkoppelt, und der dadurch bedingten Feldbereinigung fielen leider die meisten der schönen Hecken und Hörste in den Gründen und Höhen zum Opfer. Bald da, bald dort entstanden Scheiterhaufen, auf denen die urwüchsigen Schönheiten der Feldmark in Flammen aufgingen. Auch in der Nähe der Schule, die unmittelbar am Felde lag, wurde ein solcher Scheiterhaufen geschichtet, und da schlug es jäh wie der Blitz bei mir ein. Das ist eine Gelegenheit, nun auch deine Jugendsünde auf den Scheiterhaufen zu bringen und mich für immer davon zu befreien. Ein paar handfeste und willige junge Leute waren bald bei der Hand, die auf mein Geheiß die Kisten herab- und herbeischleppten, die ich dann selbst mit der Axt öffnete. Ungerufene Leute kamen hinzu, und als sie die Bücher sahen, die nun auf mein Verlangen ins Feuer geworfen werden sollten, bedurfte es erst noch energischer und ernster Zureden, bis sie sich fügten. Andere Leute, die hinzukamen, versuchten noch einzelne Bücher den Flammen zu entreißen; aber ich hatte mich mit einer dreizinkigen Forke bewaffnet und drohte – ich glaube mit fürchterlich rollenden Augen – jeden zu durchstechen, der es wagte, auch nur eins von den Büchern an sich zu nehmen. Entsetzt wichen die Leute zurück, an meinem

Verstande zweifelnd. Ich ließ sie denken, was sie wollten und blieb auf der Feuerwacht, bis auch das letzte Exemplar von den Flammen verzehrt war. Ach, wie ich nun erst aufatmete!

Viele Jahre später, als ich das Dorf einmal wieder besuchte, hat mir dann doch ein vertrackter Bauer gestanden: „Ach, Herr Professor, ein Bäauk hau 'k awer doch erddert!“

Ein Buch hätte er also doch gerettet. „Unglückseliger“, darauf ich, „danken Sie Ihrem Schöpfer, dass Sie auch Ihr Leben gerettet haben.“

*) Schaumbergs Werke erschienen bei Julius Zwißler in Wolfenbüttel und wurden in neuester Zeit wieder aufgelegt von der Deutschen Landbuchhandlung, die auch den umfangreichen Roman „Fritz Reinhardt“, dessen völlige Ausgestaltung der frühe Tod Schaumbergers verhinderte, in einer zweckmäßig gekürzten Ausgabe herausbrachte.

*Entnommen dem Buche:
„Zwischen Dorn und Korn“
Lebenserinnerungen von
Heinrich Sohnrey
1934 Deutsche Landbuchhandlung
Berlin SW 11*

Vergangenheit hautnah erleben: Lehrpfad und Sohnrey-Archiv

Jühnder Fachwerk- und Geschichtslehrpfad

Startpunkt: Infotafel unterhalb der Kirche. Führungen nach telefonischer Vereinbarung. Ein Faltplan ist beim Ortsheimpfleger Hubertus Menke, Dorfstraße 13, 37127 Jühnde, Telefon (055 02) 27 98, erhältlich.

Anhand des Bauerndorfes Jühnde werden verschiedene Fachwerkepochen sowie die Geschichte des Ortes dargestellt. Anhand des Faltplanes läßt sich vieles auf eigene Faust erkunden und verstehen. Zu einer Führung gehört auch das sonst nicht zugängliche Guts-
gelände mit dem Schloß und ein Gang durch das Heinrich-Sohnrey-Archiv und die Gedächtnisstätte.

Sohnrey-Archiv und Gedächtnisstätte

Mautturm, Jühnder Schloß, Informationen erhalten Sie unter der Telefonnummer (0 55 02) 27 98. Öffnungszeiten nach telefonischer Vereinbarung.

Das Heinrich-Sohnrey-Archiv und die Gedächtnisstätte werden von der Heinrich-Sohnrey-Gesellschaft betreut. Sie beinhalten u.a. eine umfangreiche Sammlung der Werke des Schriftstellers und Sozialreformers.



St. Martini-Kirche zu Jühnde.



Heinrich-Sohnrey-Archiv im Jühnder Schloßturn.